

ERNST WIECHERTS REDEN AN DIE JUGEND

Klaus Weigelt

Im 10. und letzten Band der vom Verlag Kurt Desch 1957 herausgegebenen Sämtlichen Werke Ernst Wiecherts finden sich insgesamt neun Reden, von denen sich die meisten ausdrücklich an die Jugend wenden. Der Zeitraum, in dem diese Reden gehalten oder auch nur geschrieben wurden, umfaßt die Jahre 1929 bis 1947, also fast zwei Jahrzehnte, die von der Weltwirtschaftskrise, dem Nationalsozialismus, dem Zweiten Weltkrieg und der unmittelbaren Nachkriegszeit geprägt wurden. Wiecherts Leben verlagerte sich in diesen Jahren von Königsberg über Berlin und Ambach nach Wolfratshausen und schließlich in die Schweiz, seiner letzten Lebensstation.

Zur Vorbereitung auf unsere Tagung habe ich alle diese Reden durchgelesen und zu interpretieren versucht. Das ist der Kern meines Vortrages, den ich jetzt halten werde. In einem weiteren Schritt müßten noch andere Äußerungen Wiecherts in die Analyse seiner Vortragstätigkeit und Zeitdiagnose einbezogen werden. Ich nenne nur die beiden Schriften "Der reiche Mann und der arme Lazarus" (1945) und "Vom Wolf und vom Lamm" (1946), die zu einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Dichter und zu einer Kritik seiner Haltung nach dem Krieg geführt haben. Auch andere Reden, wie die "Rede zum Gedächtnis Wilhelm Raabes" (1931), die über "Georg Britting" (1933) oder die 1947 in der Schweiz gehaltene Rede "Das zerstörte Menschengesicht" konnten hier nicht berücksichtigt werden. Das gilt auch für den wichtigen Text "Grablegung und Auferstehung".

Als erste Schlußfolgerung für mein Thema kann ich dennoch aus meiner Vorbereitung feststellen, daß politische Schriften im eigentlichen Sinne von Ernst Wiechert nicht verfaßt wurden. Er ist ein Dichter und Romancier, aber kein politischer Schriftsteller. Es geht ihm nie um Politik, auch nicht in den Reden und Werken, in denen es um politische Sachverhalte geht.

Politik im umfassenden Sinne sind nach heutigem Verständnis alle Handlungen, Bestrebungen und Planungen eines einzelnen, einer Gruppe oder Organisation, die darauf ausgerichtet sind, Macht oder einen Anteil an der Macht innerhalb eines Gemeinwesens zu erwerben, zu festigen und/oder zu erweitern, mit dem Ziel, den eigenen Interessen innerhalb des Gemeinwesens Geltung zu verschaffen und das Zusammenleben seiner Mitglieder diesen Interessen und den ihnen zugrunde liegenden Ideen und Wertvorstellungen gemäß zu gestalten.

Diese Definition aus einem Sachwörterbuch der Politik entspricht der Auffassung von Max Weber, der in "Wirtschaft und Gesellschaft" schreibt: Politik ist "Streben nach Machtanteil oder nach Beeinflussung der Machtverteilung... Wer Politik treibt, erstrebt Macht."

Nun kennen wir alle Ernst Wiechert und sein Werk gut genug, um zu erkennen, daß er in dem hier definierten Sinne nicht als Politiker angesprochen werden kann. Sein Einfluß, seine "Macht", war anderer Art, fast könnte man sagen "nicht von dieser Welt". Er wollte die Herzen bewegen, helfen, trösten und heilen. Seine Kernaussagen kreisen um das Leiden und die Liebe. Wir müssen uns also die Frage stellen, was Ernst Wiechert in seinen Reden sagt, und in welchem Verhältnis diese Aussagen zu dem stehen, was er in seinen Romanen, Gedichten, Novellen und Berichten ausführt. Gehen wir also die einzelnen Reden durch.

Hoffnungsträger für die Zukunft ist die Jugend

Die Argumentationslinie der "Weihnachtsansprache an die deutsche Jugend" (ca. 1930/31) kann als eine Art Grundmuster für analoge Gedankengänge Wiecherts in anderen Werken angesehen werden. Er sieht die deutsche Jugend als Heimat-, Obdach- und Arbeitslose zu Tausenden auf

den Landstraßen, in einer hoffnungslosen Situation, in der sie dem Geschlecht flucht, das den Krieg verloren hat. Und er stellt der Lage dieser Jugend das deutsche "Alltagsland" der Sicherheit und Satttheit gegenüber, aus dem er der Jugend zuruft, daß sie nicht vergessen ist. Wiechert erinnert daran, daß auch die Älteren aus Frieden und Geborgenheit ins Elend gerieten - "vier Jahre lang" -, "und unsere Lippen schmeckten Erde und Tod." Es gibt also für ihn eine Brücke des Verstehens zwischen den Generationen, und es gibt das ungebrochene "Gesetz der Erde". Nach diesem Gesetz wird eine neue Erde geboren, "und sie wartet nicht auf uns, sondern auf euch."

Hier spricht der Pädagoge Wiechert, der von der Jugend eine bessere Zukunft erwartet: "Immer war es unser Los, die Brücke zu bauen, aber immer war es das ewige, über diese Brücke hinauszuschreiten nach den neuen Ufern." Auf diesem Weg soll die Jugend das Erbe von Haß, Elend und Tod nicht annehmen. Des Dichters Botschaft lautet: "Habt die Menschen lieb und löscht das Kainsmal aus von unserer Stirn." Und er verbindet sie mit dem Hinweis darauf, "daß das Licht der Welt von einem Kinde ausging und daß sein Weg die Passion hieß" und mit dem Bild von der Christrose, "die aus dem Frost der Erde steigt: das Zeichen des neuen Bundes, den ihr mit einem neuen Gott schließen sollt."

Die Elemente der Argumentation sind klar erkennbar: Hoffnungsträger in eine neue Zukunft ist die Jugend; die Botschaft für die Zukunft heißt Liebe und Versöhnung; das Licht der Welt ist von dem Weg der Passion nicht zu trennen: der neue Bund steigt aus dem Frost der Erde. Pädagogischer Antrieb und christlicher Kern sind die Fundamente dieses Textes.

"Es gibt keinen Abschied zwischen Verbundenen "

Die "Rede an die junge Mannschaft" (ca. 1930) liest sich wie der Abschied Wiecherts von seinen Schülern in Königsberg, bevor er nach Berlin umziehen mußte. Die bevorstehende Trennung wird in den Kontext des Bundes gestellt, "den wir aufgerichtet haben auf einem zerfallenden Feld." Wiechert beschreibt das Bild einer verschworenen

Gemeinschaft, in der er und seine Schüler auch vor dem Haß anderer geschützt waren. "Wie schön war es, unter euch zu leben! Wie ließ es sich atmen hinter dem Schild eures Glaubens! Wie ließ es sich schlafen unter dem Wachsein eurer Augen!" Die Jugend, das ist die "Heiligkeit einer Welt". Die junge Mannschaft soll nicht vergessen, "daß ihr die Menschen von morgen seid!"

Seinem Aufbruch gibt der Dichter eine alttestamentarische Bedeutung: "Geh aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft!" (Gen. 12) Dieses ehemals bittere Wort hat für Wiechert seine Bitterkeit verloren, seit er weiß, daß sie nicht mehr "Kinder unserer Vaterländer", sondern daß die "Vaterländer unsere Kinder" sind. Mit dieser Dialektik überbrückt er die bevorstehende Distanz des Raumes: "Es gibt keinen Abschied zwischen den Verbundenen." Der neue Bund macht das Zusammensein unnötig. Es geht um das Wirken "am neuen Menschenkleid". Seine Botschaft entnimmt er einem chinesischen Buche: "Gebt denen, die hungern, von eurem Reis. Gebt denen, die leiden, von eurem Herzen!" Und die letzte Mahnung erinnert daran, "daß wir in der Ewigkeit bleiben, solange das Heute uns nichts als eine Schwelle zum Morgen ist und wir selbst nichts sind als eine Brücke zum kommenden Geschlecht."

Auch in diesem kurzen Text finden wir das Hohelied der Jugend, die Botschaft der Liebe und die Kraft des Bundes einer Gemeinschaft Gleichgesinnter. Das Bild der Brücke wird in der Jugend mit dem der Ewigkeit verbunden.

Wider die Angst

Mit der "Abschiedsrede an die Abiturienten" haben wir die erste große Rede vor uns, die am 16. März 1929, also vor 70 Jahren, in der Aula des Hufengymnasiums in Königsberg gehalten wurde. Ob die beiden besprochenen Reden gehalten oder nur als Texte konzipiert wurden, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls tauchen bekannte Gedanken auf, aber in ausführlicherer Bearbeitung. Die beiden Themen der Rede sind die Jugend und das Leben.

Wieder wird das Besondere gerade dieser Jugend des Jahrgangs 1910 hervorgehoben. Es ist eine "neue Jugend", "in einem viel entscheidenden Sinn neu, als es jede Jugend ohnedem ist." Die Jugend wird dann zunächst als "der geniale Zeitabschnitt in jedem Menschenleben" herausgestellt, aber in der Gegenüberstellung mit Wiecherts eigener Jugend in eine neue Dimension gerückt. Der "Fluch der Geschlechter" ... "ist unser aller Schicksal, aber ihr habt ein Schicksal, das darüber hinausgeht." Die Kritik der eigenen Jugend endet mit dem Urteil: "Wir waren das Geschlecht der Satisfaktionsfähigen. Wir waren das Geschlecht der Leute, denn wir wußten nichts von Menschen. Meine Freunde, es war schwer für einen dieser Generation, ein Mensch zu werden."

Der Krieg schließlich "zerschlug die Fassaden des Glanzes und der Prahlerei, der Hohlheit und der Traditionen." Für Wiechert ist das Jahrzehnt von 1914 bis 1924 "der große Bruch der Menschheitsgeschichte." In diesem Bruch starb das Geschlecht der Leute, und die Blüte der Kindheit der neuen Jugend "öffnete sich lautlos". Und einerseits führte das Schicksal diese Jugend "vor die Bühne des Grausigen, des Blutes und der Verzerrung", ... "machte euch zu Zweiflern, ja zu Verächtern". Andererseits aber schleuderte der Bruch sie "an das jenseitige Ufer", wo sie - gemeinsam mit Wiechert - Leute vom "Fremdbootypus" wurden, "Ketzer und Revolutionäre mit der zersetzten Weltanschauung".

Nach dieser Analyse der Jugend wendet sich der Redner dem Thema Leben zu. Er stellt seine Zuhörer vor die Alternative, "fahrplanmäßig" oder als Abenteurer durch das Leben zu fahren. Entscheiden müsse man sich, "weil das Leben niemals erlaubt, daß man an ihm vorbeifährt."

Es sei geprägt von der "Gottheit der Notwendigkeit" und dem "Gesicht des Schicksals", der schrittweisen "Entsiegelung geheimer Marschbefehle", die in die "ungeheure Einsamkeit des Lebens" führe.

Wiechert habe als Lehrer in den letzten Jahren nicht versucht, etwas zu geben, sondern zu nehmen: die Angst, die "man in diese dunkle Einsamkeitslandschaft hinaustragen kann." "Die Angst vor Menschen, vor Begriffen, Konventionen, Autoritäten. Die Angst vor Göttern und Teufeln, vor dem Gelächter und den Tränen, vor dem Ruhm und der Schande, vor den Wunden und der Verzweiflung, vor dem Scheitern

und dem Tode." Gegen die Angst setzte der Pädagoge das Lächeln: "Wir lächelten über das Pathos wie über die Phrase, über die Gesetze wie über ihre Überwindung, über die Scheiterhaufen wie über die goldenen Kälber." ... Und "wir haben gelernt, die Siegel unseres Schicksals mit ruhigen Händen zu öffnen."

Auch am Abschluß dieser Rede stehen eine Botschaft und ein Auftrag. "Meine Freunde, es ist nicht nötig, daß es mehr Geld auf der Welt gibt, mehr D-Züge, mehr Parteien, Sekten, Vereine, Weltanschauungen. Aber es ist nötig, daß es etwas weniger Tränen auf der Welt gibt, etwas weniger Unrecht, etwas weniger Gewalt, etwas weniger Qualen." Die Abiturienten sollen nicht dafür sorgen, "daß die Gemeinschaft der Saiten und Zufriedenen sich vermehre, sondern daß die Gemeinschaft der Erniedrigten und Beleidigten sich vermindere." Man kann diese Aufforderung angesichts der zeitgeschichtlichen Situation durchaus als Zumutung interpretieren.

Aber Wiechert geht noch einen Schritt weiter: "Sprecht nicht von der Überfüllung der Berufe, vom Jahrhundert der Arbeitslosen. ... Seht unsere Liebe an, unseren Haß, unser Ideal, unser Mitleid ... Arbeitslos? Leute sind arbeitslos, niemals der Mensch." Und er schließt seine Rede mit dem Auftrag: "Lebt tapfer!" "Lebt als Verkündiger!" - eingebettet in ein langes Nietzsche-Zitat aus "Also sprach Zarathustra".

In dieser Rede wird besonders deutlich, daß Wiechert nicht als Politiker spricht, sondern als Pädagoge und Seelsorger. Es geht ihm um die letzten Dinge, nicht um die vorletzten. Es geht ihm um einen unbedingten Anspruch. Durch den großen Bruch ist die neue Generation auf das Ufer einer neuen Freiheit geschleudert worden, in der sie sich bewähren soll, angstfrei, nicht als "der Menschen Knechte", sondern als "der Knechte Menschen".

Die Analogie zu Luthers "Freiheit eines Christenmenschen" drängt sich auf. Unter diesem Blickwinkel gibt es wichtigeres als Politik und Erwerbsarbeit, auch im Zeitalter der Weltwirtschaftskrise und der Massenarbeitslosigkeit.

Die Grundlagen gelingenden Menschentums liegen tiefer, im Reich der Liebe, und die Jugend ist für Wiechert der Garant für die "Nachhaltigkeit" dieser Fundamente: "An meinen Kindern will ich es gutmachen, daß ich meiner Väter Kind bin." (Nietzsche).

Für die Demut

Dieses Nietzsche-Wort ist auch das Motto der Rede "Der Dichter und die Jugend", die vier Jahre später, am 6. Juli 1933, im Auditorium Maximum der Universität in München gehalten wurde. Damit wird die innere Verbindung zwischen den beiden Reden deutlich und die Kontinuität der Gedankenführung, trotz der inzwischen veränderten politischen Lage unter dem Nationalsozialismus in Deutschland. Die Rede befaßt sich wieder mit dem Thema Jugend und spiegelt dieses Zentralthema Wiecherts mit seiner jetzt neuen Existenz als Dichter.

In dem ersten Teil über die Jugend kehren bekannte Texte aus der Abiturientenrede von 1929 wieder, und in das Zentrum der Rede ist der ebenfalls bereits 1929 in "Die Literatur" erschienene Text "Vom Umgang mit jungen Menschen" vollständig aufgenommen. Wiechert hat also formulierte Texte durchaus mehrfach verwendet. Aber das heißt nicht, daß er nicht auch zu weiterführenden Aussagen vordringt. So spricht er jetzt von der "Erkenntnis des Gesetzes, daß jede Jugend ein neuer Anfang der Welt ist." Und nach der Erläuterung dieses Gesetzes analog zur Abiturientenrede kommt er zu dem Schluß, "daß wir nur solange das Recht zur Existenz, und zwar zur handelnden Existenz haben, als diese Glut der Jugend noch in uns brennt."

Wiechert fragt dann, ob diese "Idee der Jugend" in den letzten dreißig Jahren dieselbe geblieben sei oder Wandlungen erlebt habe. Es folgt dann wieder die Kritik der eigenen Jugend, die er diesmal ergänzt durch eine Kritik des "Wandervogels". In dieser "Revolution innerhalb der gebildeten Jugend" sieht er "eine Fluchterscheinung ins Rückwärtige ..., in die Natur, das Wandern, die Laute, das Volkslied, ein seitliches Ausbrechen in eine Lebensform, die in der Hauptsache ästhetisch war, aber nicht religiös, nicht sozial, nicht politisch, eine Genesung, aber keine

Auferstehung von den Toten." Diese Kritik ist bemerkenswert; sie stellt Wiecherts eigenen und der Jugend neuen Weg in einen anderen Zusammenhang. Ihm geht es darum, das "Golgatha unserer Generation" mit dem "Kreuzweg" zu verbinden, vor dem die Jugend steht.

Diese Argumentationslinie kennen wir schon aus der Abiturientenrede: das Schicksal, sagt Wiechert, "führte euch vor die Bühne des Grausigen, des Blutes und der Verzerrung." Aber es "ließ in euch die Menschheit wieder erwachen, und dieselbe Woge, die das Geschlecht der Leute zermalmte, riß mit demselben Sturz die Trümmer auf, in denen ihr die Verschüttung des Menschen ahntet." Und er nimmt diesen Gedanken noch einmal auf und fährt fort: "Noch erlebtet ihr Aufruhr, Inflation, Vergeltung, Rache, Knechtschaft und den Beginn der Befreiung. Aber eure Augen gingen schon über eine neue Erde, und schon wartet der Pflug auf eure jungen Hände, damit eine neue Saat in eine neue Ernte wachse."

Anders als dem Wandervogel geht es Wiechert hier eindeutig nicht um Flucht, sondern um Aktion; das wird auch in späteren Reden noch bestätigt.

In dieser Rede ist der "Kreuzweg" die Verbindungslinie zwischen der Jugend und dem Dichter. In dem eingeschobenen Text "Vom Umgang mit jungen Menschen" erklärt Wiechert, warum diese nicht zu ihren Eltern, dem Pfarrer oder dem Freund gehen, sondern zu ihm: "Sie kommen zu mir, weil sie glauben, daß ich ein Dichter sei. Das heißt, ein Mensch, unähnlich ihren Eltern, weil jung, unklug, unruhig. Unähnlich ihrem Pfarrer, weil weit von Gott, leidenschaftlich nach ihm suchend, aber tief in der Sünde. Unähnlich ihren Freunden, weil er nicht um Hilfe ruft, sondern inmitten der Kreise der Verwirrung auf einem grauen Stein sitzt und zu den Vögeln spricht oder zu den Sternen aufblickt."

Die jungen Leute wollen keine Hilfe, aber sie fragen, und der Dichter hört zu: "Der Zauber ihrer Jugend fällt über mich, das Unmittelbare ihrer Not, das Unbedingte ihres Grübeins, das lodernde Brennen ihres Prometheus-Feuers." Der Dichter wird "wieder einer der ihren", und er versucht, "aus unserem gemeinsamen Leben und Irrtum einen Faden zu

lösen, eine Art von Gesetz, eine tröstende Einordnung in den großen Strom der Notwendigkeit." Für Wiechert ist der Dichter "der schweigende Strom", der die Sterne der Jugend spiegelt. Er ist "in einer lauten Welt der letzte und stille Bewahrer der ewigen Dinge". So sind "die Dichter die Brüder der Jugend".

An dieser Stelle seiner Rede nimmt Wiechert die mögliche Kritik auf, daß seine Sicht der Dinge nicht mehr zeitgemäß sei, weil "in den Zeiten des Kampfes ... niemandem ein Platz an den stillen Ufern vergönnt" sein könne. Er weist diese Kritik als Irrtum zurück.

Wenn nur "Zeitkunst das Recht habe, Kunst genannt zu werden", dann hätte Wilhelm Raabe Unrecht gehabt, als er die Verse schrieb: "Das Ewige ist stille, laut die Vergänglichkeit, schweigend geht Gottes Wille über den Erdenstreit..."

Und dann wendet er sich der entscheidenden Frage zu: diese Jugend, zu der er spricht, ist die erste, die Macht ausübt und damit einen Raum ausfüllt, der durch Reife erworben werden muß, nicht aber ein geschenktes Recht sein kann. Das erfüllt den Dichter mit Sorge. Der Macht und den Märkten der Zeit stellt Wiechert die Einsamkeit und das Schweigen gegenüber - Hölderlin, Nietzsche und Stefan George - und das Leiden - Eduard Spranger. "Es wird auch viel gelitten in einer Zeit, in der die Jugend auf den Stuhl des Richters gesetzt wird und den Stab zu brechen hat über Leben und Werk."

Und er stellt der Macht die Demut gegenüber und ruft seinen Hörern zu: "Seid demütig, meine Freunde, nicht vor den Menschen aber vor Gott, denn wem die Macht verliehen wird, hat nicht nur zu beugen sondern auch aufzurichten, was gebeugt wurde, und Dankbarkeit gehört zu den Dingen, die keinem Wandel der Zeiten unterworfen sein dürfen. Und seid nicht nur demütig, sondern kehrt auch ein wenig zurück aus dem Lärm der Welt in die stillen Wälder, die aller Jugend zugehören."

Der Grundwiderspruch zwischen dem dichterischen Ethos Ernst Wiecherts und der nationalsozialistischen Ideologie tritt in dieser Rede klar vor Augen, und angesichts dieser Herausforderung stehen beide - der Dichter und die Jugend - an einem Kreuzweg, vor der Entscheidung, ob sie der Verführung durch den Zeitgeist oder ihrer Berufung folgen sol-

len. Für Wiechert ist es eindeutig: beide sind zu gleichem berufen: "Das Stille zu bewahren, das Müde zu erneuern, das Große zu verehren, das Leidende zu lieben." Eine geradezu groteske Provokation, wenn man sich in den Sommer des Jahres 1933 zurückversetzt.

Wider die Feigheit

Die vorsichtige Sprache der Rede von 1933 gibt Ernst Wiechert zwei Jahre später auf, als er -wieder im Auditorium Maximum der Universität München - am 16. April 1935 zum Thema "Der Dichter und seine Zeit" spricht. Er gesteht seinen Zuhörern, daß er zunächst vorgehabt habe, Bilder vor ihren Augen aufzustellen, und es ihnen zu überlassen, "daraus abzulesen, was Sie wollen".

Dann aber sei es ihm "immer mehr als eine Feigheit erschienen, wenn ich dem Versuch einer Rechtfertigung auswiche und mich auf eine Rolle beschränkte, die wohl einer Kritik unterworfen sein kann, aber nur einer ästhetischen und nicht einer menschlichen."

Es ist also eine Rede gegen die Feigheit, und deswegen ist es die bedeutendste Rede des geistigen Widerstandes in der Blüte des Dritten Reiches geworden. Niemand hat - wenn man von der klaren Sprache einiger kirchlicher Kreise, z.B. der Bekennenden Kirche absieht - so wie Ernst Wiechert in dieser Rede den Finger auf die entscheidenden Wunden gelegt, die der Nationalsozialismus den Deutschen zu schlagen begann.

Zunächst aber entwickelt er vor den Zuhörern seinen Maßstab. Er lehnt es ab, ein Dichter in der Zeit zu sein, "der sein Boot an hänge an den lärmenden Zug und seine Netze vergäße, mit denen er Speise fangen wollte." Er empfindet sich als "Dichter jenseits der Zeit, ..., auf den die Hungernden warten." Der Sinn der dichterischen Berufung liegt für Wiechert darin zu bedenken, "wie der Rausch der Zeit sich verwandeln ließe in ein kleines Werk der Ewigkeit." Der Irrtum der Revolutionäre bestehe darin, "noch einmal mit dem ersten Schöpfungstage anzufangen." Und ebenso könnten wir Menschen es nie unterlassen, "unsere Zeit für die Ewigkeit zu halten."

Unterdessen ziehe "tief unter dem Grunde aller menschlichen Erschütterung und hoch über ihren Sternen das Unerschütterliche und Ewige aller Völker ruhig seine Straße weiter ...: die Natur beispielsweise oder Gott oder die Liebe der Mutter zu ihren Kindern." Und zu diesem ruhig weiter Schreitenden gehört für Wiechert auch die Kunst, die gegen alle Widrigkeiten einem Ziel entgegengeht, "von dem wir nichts wissen, als nur, daß es nicht ein Ziel unserer Zeit sein wird."

Hier setzt Wiechert seinen Maßstab und lobt Goethe dafür, daß er 1813 keine Freiheitslieder gedichtet hat, kritisiert andererseits Hauptmann dafür, daß er Kriegslieder geschrieben hat. „Denn der Weg, den die Geschichte eines Menschengeschlechts geht, wird nicht durch seine Dichtung gerechtfertigt, sondern durch die Früchte, die das folgende Geschlecht aus den Händen des vorausgegangenen erhält."

Und damit sind wir bei der pädagogischen Herkunft Wiecherts und seiner dichterischen Berufung und Zukunft. Aus beiden Feldern greift er aktuelle Ereignisse auf und unterwirft sie harter Kritik. Das "Dichterschulungslager" des Roman Hoppenheit geißelt er als "Ermordung der Seele"; dabei scheut er sich nicht, die nationalsozialistische Vorgehensweise mit der des Kommunismus gleichzusetzen. Der mangelnden Ehrfurcht "vor den unbeweglichen Dingen" hält er entgegen: "Ein Geschlecht, das überall die letzte der Türen öffnen möchte, wird an der Schwelle dieser Tür verderben." Wiechert kritisiert, daß neuerdings "nicht gefragt wird, ob ein Gedicht, ein Roman, ein Drama vor dem Forum der Kunst bestehe, sondern ob es vor dem Forum der politischen Meinung bestehe."

Im "Reich der Erziehung" wendet er sich dem Deutschunterricht zu, erinnert an die "Forderung überwundener Zeiten, daß die Jugend zur Ehrfurcht vor sittlicher Größe geführt werde" und geißelt, daß "die Jugend heute auf den Schulen bereits, von den Universitäten ganz zu schweigen, dahin zu fuhren sei, daß sie ..., mit kaltem Blick die Anarchie einer moralischen Welt bejahe'." Dieser geistigen und moralischen Verwahrlosung setzt Wiechert sein Credo als Dichter gegenüber: "die Wahrheit, das Recht, die Freiheit, die Güte, die Liebe und über allem der Sinn und das Gesetz einer großen Weltordnung."

Und seine Vision von der dichterischen Mission: "Sie wollen die Menschen besser, vertrauender, tapferer, reiner machen. Sie glauben an einen tiefen Sinn des Menschheitsweges und an einen langsamen Aufstieg aus dunkler Verwirrung zu immer näheren Sternen. Und sie glauben dazu, wie kein anderer Stand auf dieser Erde, an die Jugend."

Gemessen an diesem Ethos, diesem Credo und dieser Mission ist das Urteil über den Zeitgeist eindeutig: „Aber dieses Volk steht schon auf einer jäh sich neigenden Ebene und das Gesetz seines Untergangs ist ihm schon geschrieben." Ein "Boxerethos" habe man aufgerichtet, und so ist die Waage "schon aufgehoben worden über diesem Volk, und an der Wand wird die Hand erscheinen, die die Buchstaben mit Feuer schreibt."

Noch heute erschauert man beim Lesen dieser Zeilen. Und man wundert sich, daß Ernst Wiechert nicht unmittelbar nach seiner Rede in "Schutzhaft" genommen wurde. Kann man klarer, härter, unnachgiebiger den Stab über einem Regime brechen, als es hier in einer Sprache geschieht, die dem eigenen Maßstab gerecht wird?

Es bleibt die Sorge um den Weg und der Glauben an die Berufung seiner Zuhörer. An sie wendet er sich mit einem inständigen Finale: "Und wenn ich Sie damals bat und im innersten Herzen beschwor, demütig zu bleiben, so bitte und beschwöre ich Sie heute, sich nicht verführen zu lassen zu schweigen, wenn das Gewissen Ihnen zu reden befiehlt und niemals, meine Freunde, niemals zu dem Heer der Tausenden und Abertausenden zu gehören, von denen gesagt ist, daß sie ‚Angst in der Welt‘ haben, weil nichts und nichts das Mark eines Mannes und eines Volkes so zerfrißt wie die Feigheit." -

Ich muß gestehen, daß ich immer wieder beim Lesen dieser Rede gepackt bin von dem prophetischen Feuer, das in ihr bis heute glüht. Auch heute ist der Text noch so aktuell wie damals. Die politischen Umstände sind andere, aber die Grenzziehung zwischen dem Dichter und der Zeit ist dieselbe geblieben, und sie wird heute wie damals nur von den wirklich Großen erkannt und fruchtbar zum Segen der Menschen ausgeschöpft.

Die Jugend bleibt die einzige Hoffnung

Die "Rede an die deutsche Jugend", die am 11. November 1945 im Münchner Schauspielhaus gehalten wurde, ist bis heute neben der Rede von 1935 das rhetorische Meisterwerk und die ethisch-moralische Glanzleistung des Dichters Ernst Wiechert. Zahllose Menschen in Deutschland und weltweit, unter ihnen so unterschiedliche Persönlichkeiten wie Roman Herzog (Rede im Berliner Schauspielhaus am 8. Mai 1995) und Ralph Giordano (Ostpreußen ade), wurden von dieser Rede für ihr Leben beeinflusst.

Anders als die übrigen Reden hat diese auch einen Anfang, der wie ein Hammerschlag auf die Zuhörer niedergeht: "Wir hatten einmal ein Vaterland, das hieß Deutschland." Und dann folgt die Wiechertsche Interpretation der Tragödie Deutschlands in fünf Akten, die mit der Frage endet: "Was sollen wir tun?", um schließlich versöhnlich die Jugend in die Pflicht zu nehmen für die gewaltigen Aufgaben, die nun vor ihr stehen.

Der Dichter erspart seinen Hörern und sich selbst nichts. "Damals, meine Freunde, wurde die Uhr unseres Schicksals gestellt, und der Schlag des Pendels begann durch die Zeit zu sausen, desselben Pendels, das uns zermalmen sollte, mit einer Erbarmungslosigkeit ohnegleichen."

Wiechert führt seinem Publikum alle Etappen des Niedergangs noch einmal vor Augen. Er stellt von vornherein klar, daß mit dem Nationalsozialismus eine politische Form und ein System in die Realität eintrat, das alle bisherigen Vorstellungen sprengte:

"Es war mehr als alles dieses. Es zerbrach alle politischen Formen, alle philosophischen Systeme, alle Sekten und Religionen. ... Niemand, der sagen könnte, er hätte es überhört. ... Es forderte die Entscheidung. Es forderte das Ja oder Nein und nichts darüber."

Wiechert verweist auf die Symbole: das Hakenkreuz, die Uniformen, die Fahnen, die Lieder, die neuen Gesichter. "Wir sahen ihre Fäuste sich in die Luft erheben - und sahen sie fallen, um die Ketzler zu zerschmettern." Und schließlich den neuen Gruß, "unähnlich allem alten, und

(wir) erführen, daß ein Verräter und ein Schädling sei, wer auf der Väter Weise grüße oder gar mit dem Namen des alten Gottes. Dies alles war der Anfang, und dies alles sahen wir. Jeder von uns."

Wiechert geht dann weiter in die Tiefe und erschließt den inhaltlichen Kern der Symbole. In dem neuen Kreuz sei nicht die alte Botschaft für die Mühseligen und Beladenen eingegraben gewesen, sondern die neue: "Juda verrecke!" In der neuen deutschen Bibel, "von der stümperhaften Hand eines Verbrechers geschrieben", werde kein einziges Attribut so häufig wiederholt wie das Attribut "brutal". Die "Gleichschaltung" endete mit dem "Henkerbeil, das Tag und Nacht herniedersauste, mit der furchtbaren Gleichmäßigkeit eines Automaten, auf die gebeugten Nacken eines gebeugten Volkes, das den Lohn seiner Knechtschaft empfing."

Das Ergebnis dieser Entwicklung erweist sich als niederschmetternd: "In diesen zwölf Jahren war ein ganzes Volk bis auf den Grund seiner Seele verdorben und vergiftet." Am verheerendsten wirkte sich dies für die Jugend aus: ihr hat man "aus den Herzen gerissen ..., was jede Jugend mit dem Schimmer einer neuen Morgenröte umglänzt: das Unbedingte des Strebens nach einer besseren, gerechteren und edleren Welt, die fromme Ehrfurcht vor den Altären der Menschlichkeit, das Ritterliche der Haltung gegen Schwache, Leidende und Besiegte. In diesen zwölf Jahren hat man einem Volk das Eigenste und Kostbarste genommen, das es zu allen Zeiten besaß: seine Jugend und mit ihr die Gewähr aller Zukunft."

Nach allem, was wir bisher von Wiechert und seinem Verhältnis als Pädagoge und Dichter zur Jugend in seinen Reden gehört haben, ist es klar, daß dieses Verbrechen das größte ist, das es anzuklagen gilt: der Verrat an der Jugend und ihr Verderben. Bei ihr setzt er darum auch an, als er der "Helden und Märtyrer" gedenkt, allen voran der Geschwister Scholl. Und dann klagt er an: Ja, die anderen, wo waren sie in den Jahren der Schande und der Zerstörung? Wo waren die, die das Bleibende stiften, die Dichter und Denker, berufen von Gottes Hand, um ein Licht zu sein in der tödlichsten Nacht?"

Wiechert spricht von der "Prostitution des Geistes" und der Kunst, und davon, daß "die Wahrheit, das Recht, die Freiheit und über allem die Liebe zu aller leidenden Kreatur" in einer "Totenkammer" standen. Und doch gab es auch jene, "die ungebeugt, ungetäuscht, geschmäht und verachtet in das große Schweigen gingen, in eine Einsamkeit, die niemand ermessen kann ... Auch ihnen stürzten Träume und Illusionen zusammen, und an die Stelle des glühenden Glaubens an das Unzerstörbare der Menschheit trat die bittere Verachtung ihres Geschlechts.... Aber... sie bewahrten die Liebe."

Den Abschluß dieses ersten Teiles der Rede bildet eine Kadenz. Sie beginnt mit dem Auftritt des landfremden Diktators und seiner "'Rotte von Dieben und Mördern". Es folgen der Krieg "mit Lüge und Gewalt, mit Heimtücke und nackter Brutalität, mit Prahlerei und Fanfaren" und die verhängnisvolle Rolle der Generalität.

Anderthalb Jahre nach dem 20. Juli 1944 scheut sich Wiechert nicht, die Führung der Wehrmacht bitter zu kritisieren: "Erst die Galgen, an denen viele der Ihren hingen, ohne daß einer der Feldmarschälle seinen Marschallstab zerbrochen und in das Gesicht der Mörder geschleudert hätte, ließen die Schuppen von ihren Augen fallen und zeigte ihnen, zu wem sie gehörten." So gelangt der Dichter mit weiteren Schlußakkorden an das Ende, von dem er sagt: "Es war des Anfangs wert." Ein einfacher Satz ungeheurer Tiefe. Und auf dem "Grab eines Zeitalters" stehend fragt er seine Zuhörer: "Was sollen wir tun?"

Nach allem, was gesagt wurde, kann die Antwort auf eine solche Frage nicht günstiger ausfallen. Und so wundert es nicht, daß Wiechert zunächst einmal fordert: "Laßt uns ausrotten, was unseren Weizen verdarb, mit Ähre und Halm und Wurzeln ausrotten, ja, mit dem Boden, der die Wurzeln trug.... Wer Gnade mit dem Aussatz hat, verdirbt." Aber schon gleich im Anschluß an diese radikale Forderung lenkt er ein. Die Freunde sollten es nicht dabei bewenden lassen, sondern an Sodom und Gomorra denken, die Gott verschonen wollte, wenn er nur 50 Gerechte in ihnen gefunden hätte.

Und er erinnert an das "Schmerzengesicht...", das den Urgrund unseres Volkes bildet, ein Gesicht trotz allem voller Güte und Rechtlichkeit, von Leid und Scham verdunkelt, aber nicht ausgelöscht; ein Gesicht, das gutmachen will, nichts als gutmachen und über das Christus sich doch erbarmen wird, auch wenn die Welt kein Erbarmen hat." Der notwendige neue Anfang kann nach Wiechert nicht mit dem Wort gemacht werden, denn dieses "Heiligtum jeder Sprache" wurde "in die Hände von Zuhältern gegeben" und von diesen "als eine schillernde Brücke" über den Abgrund des Verbrechens gespannt. Deswegen soll "die Liebe statt des Wortes" den neuen Anfang setzen.

Und nun spricht er seine Zuhörer direkt an: "Einmal werdet ihr Erzieher sein oder Prediger, einmal Ärzte und Richter, und einige von euch werden das tröstende Licht der Kunst aufheben vor den hungrigen Augen. Dann denkt daran, daß keine neue Erde aufblühen wird, ohne daß ihr sie durchtränkt hättet mit eurer Liebe." Die Aufgabe, die Wiechert vor die Jugend des Jahres 1945 stellt, sieht er als einzigartig in der ganzen Weltgeschichte an. "Niemals (hat es) eine größere Aufgabe gegeben als die eurige: Das Blut eines Volkes zu erneuern und die Schande von dem Gesicht eines Volkes abzuwaschen." Und er verbindet diese Aufgabe mit einer Vision: "und einmal vielleicht werden wir das Schicksal segnen, weil es ein Volk zerbrach, damit aus den Trümmern eine neue Krone geglüht werde."

Wiechert bleibt sich also auch in dieser Rede treu: trotz Verführung und Verderben, vor denen er zehn Jahre zuvor die Jugend in seiner Rede wider die Feigheit eindringlich gewarnt hatte, bleibt die Jugend die einzige Hoffnung des neuen Anfangs im Geist der Liebe. Und darum folgt als Schlußpunkt auch noch eine Verbindung zur Rede von 1933: hatte er damals um Demut gebeten, so bittet er jetzt "das Letzte und Schwerste", daß sie auch denen einen Neuanfang nicht verwehren mögen, "deren blinde Augen sich auftun werden und die erkennen werden."

Wiechert bittet also bereits an dieser Stelle um Gnade für den Sünder, der Buße tut, eine wahrhaft christliche Einstellung. Die zornige und gnadenlose Abrechnung mit den zwölf Jahren endet mit der Wiederentdeckung der Jugend als Anker der Hoffnung und mit der Bitte um

Vergebung, die in dem abschließenden Gedicht vom Pflüger in die schönen und viel zitierten Verse überleitet: "Und gib, daß ohne Bitterkeit wir tragen unser Bettlerkleid und deinem Wort uns fügen."

Das Gesicht der guten Erde, die Kunst und die Liebe

Die nicht gehaltene Rede "Über Kunst und Künstler" aus dem Jahre 1945 kann als Ergänzung oder Kommentar zu der Rede an die deutsche Jugend aufgefaßt werden. Wie dort geht es zunächst um eine Beurteilung der Situation und dann um die Frage "Was sollen wir tun?" Aber das Verhältnis ist umgekehrt: der Beantwortung der Frage wird mehr als doppelt soviel Raum gegeben wie der Analyse. Und von der Jugend ist nicht die Rede. Die ist das alleinige Thema der vorhergehenden Rede.

Hier geht es um die "Gegenwart und die Zukunft der deutschen Kultur" und die dahinter stehende größere, ja größte Aufgabe: "die Rettung des deutschen Wesens." Wiechert betont dann, daß die Kultur "auch ohne den Staat und gegen den Staat" bewahrt werden kann, daß aber, "was aus den Treibhäusern des Abendlandes in betäubenden Blüten aufschloß, nicht Kultur war, sondern Zivilisation." Hier erkennen wir eine Linie, die im "einfachen Leben" epische Gestalt gewonnen hat.

Sehr schnell kommt Wiechert nach diesen Eingangsüberlegungen zu der entscheidenden Erkenntnis über die Katastrophe der vergangenen zwölf Jahre. Denn eines habe man nicht bedacht: "daß tief im Urgrund unseres Volkes, tief unter Christenheit, Schönheit, Weisheit und Humanitas der Dschungel lag, der unberührte und seit der Steinzeit unveränderte, und daß in diesem Dschungel die Bestie lag, halb wachend, halb träumend, ungezähmt, ungebändigt, unberührt von zehntausend Jahren der Mühe, der Hingabe, der Liebe. Wir wußten viel von der Menschlichkeit, aber wenig vom Menschen."

Diese Stelle ist sehr wichtig, weil sie erkennen läßt, daß Wiechert hinter dem sonst bei ihm vorherrschenden Optimismus eines Menschheitsfortschritts über die Jugend doch noch Zweifel hegt, die ihre Herkunft in der christlichen Lehre von der Erbsünde haben. Fraglich ist, ob er die

Bestie nur in den "Verbrechern" oder auch in sich erkannt hat. Vgl. dazu auch Max Picards Buch "Hitler in uns selbst." (1946). Wahrscheinlich ist hier ein Unterschied zwischen den beiden Autoren zu sehen.

Die Frage "Was ist zu tun?" kann nach Wiechert nicht in der Art beantwortet werden, daß man Mendelssohns Violinkonzert nur noch jüdischen Geigern anvertraue. Das deutsche Volk war nicht krank, sondern tot. Es müsse auferweckt werden, "wie Lazarus aus seinen Grabtöchern."

Die Aufgabe sei nicht, zu reparieren, sondern neu zu bauen. Die notwendige Reinigung habe alle diejenigen "erbarmungslos zu treffen", die "an die Stelle der deutschen Kultur ihre eigene oder befohlene Halbkultur zu setzen versuchten." In diesem Zusammenhang kritisiert er, daß Josef Thorak und Arno Breker, kaum aus der Haft entlassen, schon wieder Büsten amerikanischer Generale anfertigen.

Dennoch lobt er das amerikanische Volk: "Ich bin immer der Meinung gewesen, daß die Mission, die das amerikanische Volk mit der Niederkämpfung der Barbarei und mit der Besetzung deutscher Gebiete auf sich genommen hat, die größte und schwerste Aufgabe seiner Geschichte darstellt." Von den Gedanken Lincolns und Jeffersons ist die Gerechtigkeit der, dem der "kostbarste Thron" gebührt. "Es gibt keinen Staat ohne die Fundamente der Gerechtigkeit, und es gibt auch keine Kultur ohne sie."

Und für Wiechert ist es ein Gebot der Gerechtigkeit, "daß die Sorge um die Kultur allen denen zu übertragen ist, die den größten Teil von ihr schaffen, und nicht denen, die sie betrachten und genießen." Darum findet für ihn der Begriff des Staates an den Gütern eine Grenze, "die nicht Güter des Staates, sondern der Nation sind und darüber hinaus Güter der Menschheit." Die andere Grenze ist die, daß die Kunst "sich nun endlich von allen Bindungen des Herkommens, der Sittlichkeit, der Erziehung zu lösen habe, um nur ihr selbst zu leben" als l'art pour l'art.

Demgegenüber vertritt der Dichter wieder seine uns nun schon bekannte Position, "daß kein Mensch unserer Gegenwart und wahrscheinlich einer langen Zukunft berechtigt ist, aus dem Kreis des Leidens hervorzutreten, um seine stillen oder lärmenden Spiele zu spielen."

Es stehe "nirgends geschrieben, daß Künstlerrecht vor Menschenrecht gehe, und noch weniger, daß Künstlerpflicht vor Menschenpflicht stehe."

Daraus zieht Ernst Wiechert den Schluß für seine Botschaft an die Künstler: "Propheten und Dämonen sind in den Abgrund gestürzt, aus dem sie aufgestiegen waren. Aber unverändert ist das Gesicht dessen leuchtend über uns geblieben, woran die Dämonen mit aller Gewalt vergeblich gerüttelt haben: das Gesicht der guten Erde, der Kunst und der Liebe. Möchten wir alle den Sinn unseres Lebens darin und nur darin erblicken, dieses leuchtende Gesicht aufzurichten und zu bewahren über einer sich immer mehr verfinsternden Erde!"

Der Auftrag ist ein doppelter, niemals zu denen zu gehören, "denen das Fett der Erde beschieden ist... Sondern lassen sie uns immer zu denen gehören, die singen und leiden."

Dieser Schluß ist getragener und weniger leuchtend als derjenige der Rede an die deutsche Jugend. Wahrscheinlich ist dieser Text früher entstanden angesichts der Kritik der sich nach dem Krieg wieder neu etablierenden Kulturszene. Es war das Verdienst von Johannes R. Becher, der sich um die Zusammenarbeit mit Ernst Wiechert bemüht hat, daß die Erstveröffentlichung der Rede im "Aufbau" in Ostberlin, also in der Sowjetischen Besatzungszone erschien, obwohl Wiechert in seinem Text ausschließlich die Amerikaner lobt. Der Blick dieser Rede in die Vergangenheit wurde noch zorniger, dafür der Blick auf die Jugend versöhnlicher. Die Exegese dieser Texte geben - jeder für sich - einen guten Einblick in die Gemütsverfassung Wiecherts in der deutschen Katastrophe.

Eine Brücke des Leidens über den Abgrund von Schuld und Sühne Das "Gedächtnis der Toten" ist eine kurze Ansprache, die Ernst Wiechert bei der ersten Dachau-Gedächtnis-Kundgebung am 17. Mai 1947 gehalten hat. Er beginnt mit einem Zitat, das ich vergeblich in der Bibel gesucht habe: "Da lobte ich die Toten, die schon gestorben waren", ein bitteres Wort, an das Wiechert eine Betrachtung über den Tod durch Gewalt anknüpft: "Er nimmt die Unvollendeten, die Planenden, die Hoffenden. Er schlägt das unfertige Werk aus ihrer Hand, und über jeden der Toten

bricht der unvollendete Bau seines Lebens in Trümmern zusammen." Die Trauer über die Toten wird verstärkt, wenn man bedenkt, wen es traf: "die Bekenner, die tapferen Herzen, die zu der Wahrheit hielten statt zum Schweigen, zur Freiheit statt zum dumpfen Gehorsam, zur Menschenwürde statt zum stillen Sklaventum."

Nun gilt es Zeugnis abzulegen, nicht für Haß und Rache, sondern von Tod und Leid. "Denn wer vom Tode und vom Leiden zeugen will, muß sie beide überwunden haben, sie und diejenigen, die es verhängten über ihn." Und so ist das Zeugnis Wiecherts den Erfahrungen gewidmet, aus denen "die Krone des Menschentums geschmiedet werden kann." Er gibt Zeugnis von der Kameradschaft, die er in Buchenwald erfahren hat, und die Schmerzen, Trauer und Tod überdauerte; und er gibt Zeugnis von dem ungeheuren "Bild des Leidens, das vor uns aufgerichtet wurde, menschlichen Leidens, damit wir erkennen, wessen unser Herz fällig ist unter dem Schicksal.

Damit eine neue Gemeinschaft der Völker nicht aus der Macht sich erhebe, oder aus dem Sieg, sondern allein aus dem Leiden. Damit wir die Wahrheit des Wortes erkennen. Das schnellste Tier, das uns zum Heile trägt, ist das Leid."

Wiechert ist der Überzeugung, daß nur die "Brücke des Leidens" den "Abgrund von Schuld und Sühne" überwinden kann. Und so fordert er seine Zuhörer auf, die Toten zu grüßen: "Lebende, die geloben, ihrer würdig zu sein. Liebende, die ihrer nicht vergessen wollen. Hoffende, die erkennen, daß auch das Ungeheure dem Menschen möglich ist. Tuende, die an ein großes Vermächtnis gehen". Wie immer schließt er mit einer Botschaft: "Möchten wir unter ihrem Bilde das einzige Reich zu bauen beginnen, das wir zu bauen imstande sind: das Reich der Liebe!"

Diese Ansprache zeigt, wie Wiechert sowohl die Toten, als auch die Lebenden in seine Weltanschauung einbindet: die Toten als Märtyrer für das wahre Menschentum, die Lebenden als Verantwortliche für den Aufbau des Reiches der Liebe. Als "Heillose" stehen letztere Tag und Nacht unter dem Gesicht der Toten, die das Heillose überwunden und ihren Frieden haben, "den wir nicht haben."

"Daß ich Heimat gefunden habe"

Die letzte Rede, die hier vorgestellt werden soll, ist die "Rede an die Schweizer Freunde" aus dem Jahre 1947. Drei Gedanken entfaltet Ernst Wiechert in dieser Ansprache. Eingangs überrascht er seine Zuhörer mit dem Hinweis, "daß die Freude ein Herz so zerstören kann wie das Leid". Überall begegne er Unzerstörtem und schaue in "Menschengesichter, über die die Hand der Dämonen nicht geglitten ist." Er betrete die Schweiz deswegen "wie ein verlorener Sohn ... aus der Gemeinschaft eines verlorenen Volkes", "auch wenn er die Treue gehalten und sich nicht ausgesondert hat aus der Gemeinschaft derer, die guten Willens waren".

Denn "kein Leid ist schwer genug, als daß es das Band zerreißen könnte, das uns mit unserem Volk verbindet ..., weil doch jeder von uns mitgeformt hat an dem Gesicht seines Volkes und unsere Hände eben nicht stark und rein genug gewesen sind, um es zu bewahren vor der Entstellung durch die Dämonen." Aber - und das ist der zweite Kreis - er wolle nicht von Schuld und Sühne sprechen, sondern von Dank, "denn Sie waren die ersten, die den Stein aus der Hand fallen ließen".

Es folgt eine ausführliche und sehr persönliche Dankadresse an die Schweizer Freunde, in der aber keine Namen genannt werden, nur der des Philosophen Max Picard, "und dieser Name soll nun hier für alle Namen stehen. ... mir ist, als hätte in ihm die Welt mich wieder aufgenommen, aus dem Verlorenen in das Gewisse, aus dem Dunklen in das von Güte Erhellte, aus dem Glaubenslosen in das tief und unerschütterte Gläubige."

Und mit diesem Bekenntnis kommt der Dichter schließlich zu seiner entscheidenden Aussage: "Was mich am tiefsten bewegt, dieses ist: daß ich Heimat bei Ihnen gefunden habe. ... Und Heimat gefunden haben, heißt verpflichtet sein, das Beste zu geben, das man besitzt, an Wort, an Tat, an Werk." Über die Gründe, warum Ernst Wiechert 1948 in die Schweiz gegangen ist, hat Hans-Martin Pleßke gesprochen. In seiner Rede von 1947 formuliert der Dichter selbst die wohl wichtigsten Gründe: das

Wiederaufgenommensein aus dem Dunklen, Verlorenen und Glaubenslosen und das Wiederfinden einer Heimat, nachdem er "an seine Kinderheimat nur als an ein verwüstetes und verödetes Feld denken kann".

Schlußfolgerungen

Nach diesem Rundgang durch die Reden Ernst Wiecherts mit aktuellem Zeitbezug können wir zusammenfassend folgendes festhalten:

- Ernst Wiechert spricht, vor allem in seinen ersten Reden, als Pädagoge, der von einem tiefen und ernsten pädagogischen Eros und Ethos für die ihm anvertraute Jugend gepackt ist. In der Jugend sieht er nicht nur die Zukunft, und damit die Hoffnung für eine bessere Zeit, sondern sie ist für ihn immer auch der Anbruch einer neuen Zeit und Welt, und damit eine Brücke über die nächsten Generationen in die Ewigkeit.

- Ernst Wiechert löst sich später von der rein pädagogischen Ausprägung seiner Reden und spricht zunehmend als Dichter, der sich einerseits den gewachsenen Werten in seiner Volksgemeinschaft, andererseits dem aktiven Engagement für Wahrheit und Gerechtigkeit, Liebe und Trost verpflichtet weiß. Sein Rückzug in das dichterische Schaffen oder auch in die Schweiz ist darum ebenso wenig wie sein Werk, z.B. "Das einfache Leben" als Flucht vor der Wirklichkeit oder "innere Emigration" zu interpretieren, sondern als "irdisches Sakrament", das dem Zuspruch und der Tröstung, dem Helfen und Heilen dient, das sein Werk bei den Menschen bewirken soll und ja auch vielfältig bewirkt.

- Vor allem in den vier großen Reden ist erkennbar, daß Ernst Wiechert Züge prophetischer Rede entwickelt und sich als kenntnisreicher und urteilsstarker Zeit- und Kulturkritiker darstellt. Seine Diagnose des großen Weltenbruchs im Jahrzehnt 1914 bis 1924, die scharfsichtige Analyse und Bewertung antihumaner Methoden der Nationalsozialisten und die vernichtende Kritik des verbrecherischen Regimes sind Beispiele verantworteter Zeitgenossenschaft aus humanistischem und religiösem Geiste, die als einzigartig angesehen werden können. Bemerkenswert

ist, daß Wiechert bei all diesen Reden nie die Warte des Pädagogen, Dichters und Intellektuellen verlassen hat und sich nie für eine politische Partei hat vereinnahmen ließ.

- Die politische Einflußnahme Ernst Wiecherts, wenn man sie als solche bezeichnen will - und die Nationalsozialisten fürchteten sie als solche - betraf also die philosophischen, ethischen und religiösen Grundlagen des Gemeinwesens und des Staates, der Erziehung und der Kunst. Seine durchaus als naturrechtlich anzusprechende Position als Humanist und Seelsorger stand in krassem Widerspruch zur herrschenden Ideologie der damaligen Zeit und forderte ihn zum geistigen Widerstand heraus. Dieser Herausforderung hat er sich gestellt. Das kann man nach genauem Studium der Reden und auch anderer Werke Wiecherts, die hier nicht behandelt werden konnten, nicht in Zweifel ziehen. Aber politisch im eigentlichen Sinne des Wortes ist Wiechert nicht gewesen; man könnte ihn sogar als unpolitischen Menschen bezeichnen, ohne ihm zu nahe zu treten. Macht hat er immer abgelehnt, und folgerichtig hat er sich auch taktisch nie so verhalten, wie es Politiker zu tun pflegen. Er hat keine Parteien gesucht, keine Koalitionen geschlossen, auch nicht mit aktiven Widerständlern, keine Verbündeten gehabt und aus seinem Einfluß keinen politischen Nutzen gezogen (wie das heute oft bei Schriftstellern der Fall ist). Vielmehr hat er seine Lesergemeinde als seine Schutzbefohlenen empfunden und sich für sie verantwortlich und in der Pflicht gefühlt. Auch deswegen hat er widersprochen: aus seelsorgerischen Gründen.